

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 102 (1976)
Heft: 18

Illustration: "Hinter jeder erfolgreichen Frau [...]"
Autor: Farris, Joseph

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 31.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ten. Sie verstand wahrscheinlich mit ebensoviel Mühe und Not, dass wir am vordern Abend nicht ferngeschaut hatten und hängte auf. Und ärgerte sich. Ich auch.

Wahrscheinlich sind wir selber schuld, dass es so herausgekommen ist. «Man» hätte von Anfang an die Kinder nicht ans Telefon lassen dürfen. «Man» hätte nicht stolz darauf sein dürfen, dass Martin seinen Namen so schön sagt und immer etwas zu plaudern weiss. Dann hätte Urs wahrscheinlich auch nicht angefangen. «Man» hätte das Telefon vielleicht an der Decke aufhängen sollen und nicht so leicht erreichbar aufs Büchergestell stellen. «Man» sollte konsequent sein, «man» sollte die Kinder auch beim Grosi nicht an den Draht lassen. Aber eben... Gerne wüsste ich, ob der oder die «Warum-Frager(in)» kleine Kinder hat.

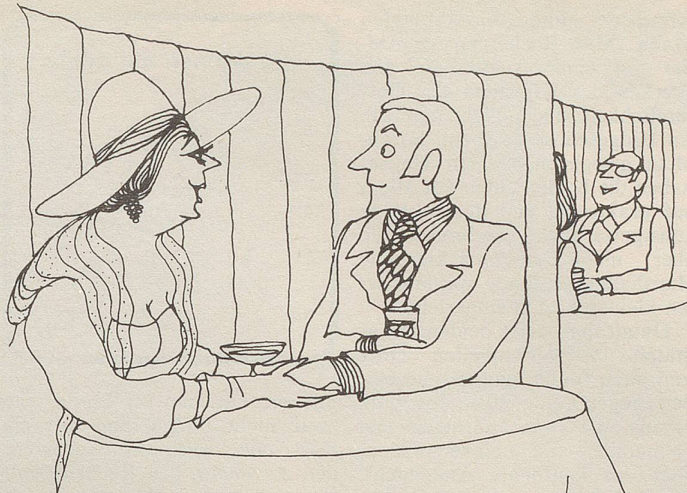
Jacqueline

Sehr geehrter Herr ... und was, wenn es eine Frau ist?

Ich bin Personalchef, respektive Personalchefin. Wahrscheinlich bin ich im Unternehmen, das mich an diesem Posten wollte, heute ziemlich akzeptiert. Aber sonst scheint eine Frau an einer solchen Stelle noch immer ein Übel, obwohl das Personalwesen innerhalb der Gesamtwirtschaft den Frauen heute am meisten echte Aufstiegschancen bieten dürfte. Überall, wo man mich nicht persönlich kennt, bin ich stereotyp Herr X. Briefe, Prospekte und Bewerbungen kommen immer an den sehr geehrten Herrn. Sogar auf Teilnehmerlisten von Sitzungen wird mein Geschlecht umfunktioniert. Etwas amüsiert nehme ich auch immer die Telefonanrufe entgegen, bei denen der Gesprächspartner nicht das Fräulein will, sondern den Chef. Manchmal geht die Versteifung so weit, dass der Anrufer nicht einmal in der Lage ist, meine Erklärung, dass er richtig verbunden sei, aufzunehmen. Es ist halt ein Kreuz mit diesen Frauen, die dort sind, wo sie nach weitverbreiteter Meinung nicht hingehören!

Dabei kommt mir eine Episode von früher in den Sinn. Ich hatte – noch bevor wir Frauen politische Rechte erhielten – einmal die Ehre, an einer Sitzung im Bundeshaus teilzunehmen. Auch dort hätte ich natürlich nicht hingehört. Das wurde mir peinlich bewusst, als ich nach der Damentoilette suchte und keine fand.

Im Bundeshaus hat man in der Zwischenzeit realisiert, dass die Menschheit aus Männlein und Weiblein besteht, und hat Damen-



«Hinter jeder erfolgreichen Frau steckt ein Mann.
Hätten Sie Lust, dieser Mann zu sein?»

JOSEPH
FARRIS

toiletten eingerichtet. Aber nicht überall nimmt man die Hürde mit baulichen Veränderungen.

Ich weiss eigentlich auch nicht, welche Anrede das unverbindliche «sehr geehrter Herr» ersetzen sollte. Auch ein blosses A. Huber oder F. Berger hilft nicht weiter, wenn man dazu Herr oder Frau setzen soll. Hier wäre zwar die Abhilfe einfach, wenn man nämlich die Vornamen ausschreiben würde.

Ich wäre dafür, nach brauchbaren Lösungen zu suchen. Ich bin nämlich nicht gerne der Herr X. Ich bin weiblichen Geschlechts und habe diesbezüglich keine Komplexe. Ich liebe es nur nicht, immer wieder daran erinnert zu werden, dass ich für allzu viele Zeitgenossen allein wegen der Tatsache, dass ich im Beruf eine verantwortungsvolle Aufgabe habe, als Anachronismus gelte!

Erika

«... si näme sowiso z vil Liecht wäg»

Bis heute morgen wuchsen vor meinem Fenster zwei herrlich gesunde, gerade Birken. Zwischen den alten, unschönen Häuserreihen reckten sie sich stolz dem Himmel entgegen. Zwei dicke Spatzen hatten sich zankend auf die Spitze der einen gesetzt und zwitscherten um die Wette. Belustigt hatte ich diesem Treiben zugesehen und mich einmal mehr darüber gefreut, dass mitten in unserer Stadt diese schönen Bäume stehen, die bald grösser sein werden als die umliegenden Häuser. Doch nein, dies Schicksal schien «meinen» Birken nicht beschieden zu sein.

Wenn ich jetzt zum Fenster hinaus schaue, erblicke ich die gestutzten Ueberreste der ehemals stolzen Bäume, diese traurigen «Wracks», denen die schön-

sten und kräftigsten Triebe brutal abgesägt worden sind. Auf mein schüchternes Fragen, wozu diese Bäume so verunstaltet würden, erhielt ich barsch die Antwort: «Es isch dänk besser so für ds gesunde Wachstum, und überhaupt, si näme sowiso vil zvil Liecht wäg.»

Unter dem Deckmäntelchen der Vernunft werden gesunde Triebe gestutzt, aus Angst, sie könnten etwas von dem Licht erhaschen, das eigentlich auf uns fallen sollte. Skrupellos verunstalten wir, was unseren Platz an der Sonne gefährden könnte. Skrupellos versuchen wir, jeden der uns zu übertreffen droht, zusammenzustutzen. Sollten wir uns nicht vielmehr fragen: «Isch es besser so für ds gesunde Wachstum und het er ächt wirklech gnu Liecht?»

Möne

Sparen ist asozial

«Sparen ist asozial», erklärte mir kürzlich eine junge Bekannte, Studentin der Nationalökonomie. Da ich bekannt bin für hausfräuliche Sparsamkeit, reagierte ich leicht schockiert. «Sparen ist des Bürgers Tugend, Kinderdank der Mühe Preis», zitierte ich. Die Fachfrau lächelte nachsichtig: «Ebenso veraltet wie unzeitgemäss – nichts ist heute falscher! Diese ängstliche Sparerei (letztes Jahr hat das Schweizervolk 15 Milliarden gespart) wird uns noch zugrunde richten. Ich weiss nicht, ob du meinen Ausführungen wirst folgen können, aber im Grunde genommen ist alles ganz einfach.

Also: Jedesmal wenn du z.B. hundert Franken aus gibst, verdient einer deiner Mitbürger hundert Franken. Es ist wichtig, dass du dir vor Augen hältst: Es ist dein Freund und Miteidgenoss. Dieser Bürger muss näm-

lich zirka zwanzig Franken von diesem Verdienst als Steuer dem Staat abliefern. Es ist für uns alle von grosser Bedeutung, dass die Hunderternote möglichst rasch von Hand zu Hand geht, weil jeder vorübergehende Besitzer wieder seinen Zwanzigerschein als Einkommenssteuer zahlt. Wem? Der Oeffentlichkeit, das heisst letzten Endes uns selbst.

Je mehr wir ausgeben, desto reicher werden wir. Dies klingt deinem ungeschulten Ohr vielleicht etwas paradox, ist aber eine durchaus logische Folgerung. Wenn wir weiter so blödsinnig sparen, geschieht folgendes: Die vielen Hunderternötlein liegen traurig auf der Bank, niemandem verschaffen sie Arbeit und Brot. Eine Firma nach der andern muss schliessen, das Heer der Arbeitslosen wächst. Der Staat sollte Arbeitslosenunterstützung zahlen, aber gerade jetzt bleiben die so dringend benötigten Steuergelder weitgehend aus. (Die 100 Franken, die zur Zeit der Hochkonjunktur beispielsweise 500mal den Besitzer wechselten, brachten ca. 10 000 Franken Steuern ein. Wenn sie nun monatelang auf den Banken herumliegen und sagen wir einmal nur 50mal zirkulieren, macht das einen Steuerausfall von 9000 Franken!)

Mir summt der Kopf. Aber unsere Freundin fuhr unbeirrt fort: «Der Staat wird nicht mehr zahlen können, weder Beamtenlöhne, noch Kranken- und Altersfürsorge. Es wird ihm nichts anderes übrigbleiben, als den Steuerfuss massiv anzuheben. Jetzt wirst du notgedrungen dein Ersparnis vom Bankbüchlein abheben, meine Liebe, nur um die Steuern bezahlen zu können! Dein Sparbatzen wird freudlos dahingehen. Gib ihn lieber jetzt aus.»

Das liess ich mir nicht zweimal sagen. Ich dankte der jungen Dame herzlich für den wertvollen Rat und ging einkaufen: Die langerwogene Lederjacke, neue Ski für die Tochter, einen modernen Schrank fürs Schlafzimmer. Welch neues Einkaufsgefühl: Ich verliere nicht Geld dabei, sondern ich helfe meinen notleidenden Mitbürgern. Warum nicht auch neue, lamfellgefütterte Hausschuhe? Die Arbeiter der Schuhfabrik Bally werden mir dankbar sein, also her damit. Freut euch des Lebens, konsumiert nach Herzenslust, nichts Besseres könnt ihr tun für den verarmenden Staat!

Welch angenehmes Resultat wissenschaftlicher Forschung.

Nur mein Mann bleibt skeptisch: «Irgendwo muss deiner Studentin ein Denkfehler unterlaufen sein...» Wirklich?

Ariane